

das Lobgedicht ausdrücklich den beiden genannten Fürsten widmete, möglicherweise in der später auch verwirklichten Hoffnung auf eine Anstellung als reformierter Pfarrer in der Kurpfalz. Eine engere Verbindung zur Kirchen(rechts)geschichte haben die übrigen Miscellen des Buches, u. a. ein Hochzeitsgedicht aus dem Jahre 1601 für den Humanisten und letzten Bibliothekar der Bibliotheca Palatina vor deren Entführung nach Rom im Jahre 1623, Jan Gruter (Jan de Gruytere), ein weiteres lateinisches Hochzeitsgedicht für den Weinheimer Pfarrer Nicolaus Emmelius aus dem Jahre 1613 sowie einige Dokumente aus der Editions-geschichte des berühmten Praetorius-Buches („Gründlicher Bericht über Zauberey und Zauberer“, das zuerst 1598 unter dem Pseudonym „Johannes Scultetus Camensis Westphalo“ erschien, in 2. Auflage im Jahre 1602 unter dem eigenen Namen, in 3. Auflage mit unterstützenden Gutachten lutherischer Theologen [ebenfalls 1602] und posthum in 4. Auflage im Jahre 1629). Dieses Buch begründet den Ruhm des später vergessenen Verfassers als eines unerschrockenen westfälischen Kämpfers gegen Folter und Hexenwahn und rechtfertigt auch noch heute die Beschäftigung mit seiner Biographie und seinen übrigen Werken. Der besprochene Sammelband ist sorgfältig ediert und in Stil und Layout so gestaltet, dass auch kirchengeschichtliche Laien daran Vergnügen finden können. Die lateinischen Texte wurden von Burghard Schmanck in vorbildlicher Weise übersetzt und kommentiert.

Dietrich Kluge

*Claudia Puschmann und Kerstin Stockhecke, Ida von Bodelschwingh 1835–1894, Ein Lebensbild* (Geschichte in Bethel, Bd. 3), Verlag für Regionalgeschichte/Bethel-Verlag, Bielefeld 2007, 144 S., geb., 11 s/w Abbildungen

Das hier vorliegende Lebensbild der Ida von Bodelschwingh beruht auf der Auswertung von über 500 Briefen, welche die beiden Historikerinnen Claudia Puschmann und Kerstin Stockhecke gesichtet und ausgewertet haben. Anhand dieser Briefe rekonstruieren sie das Leben einer Frau, die an der Seite eines berühmten Mannes stand und sich neben der Aufgabe der Haushaltsführung und Kindererziehung auch in dessen Arbeit mit einbrachte.

Ida von Bodelschwingh, geboren 1835, entstammt einem westfälischen Adelsgeschlecht aus der Nähe von Unna und genießt eine standesgemäße Erziehung. 1851 wird ihr Vater als preußischer Finanzminister nach Berlin berufen. Als sie 22 Jahre alt ist, wird ihre Gesundheit erstmals schwer angeschlagen. Sie leidet unter Depressionen, die wohl nicht von einer übertrieben starken Wasserkur wegen ihres langwierigen Magenleidens herrühren, sondern eher davon, dass ihre Eltern einer Verlobung mit dem jungen Offizier und Generalsohn Wilhelm von Diest nicht zustimmen.

Ihre Leidenschaft gilt der Musik, bei der sie sich nach aufreibenden Arbeitstagen entspannen kann und in der sie Trost und Halt in Zeiten der Krankheit und der Trauer findet. Wie hart und beschwerlich ihre Tage oft

sind, darüber schreibt sie in den Briefen an ihren Mann, ihre Eltern, ihre Geschwister und ihre Kinder. In ihnen hält sie alles fest, was sie bewegt und schildert ihre ganz persönliche Sicht der Dinge.

Friedrich von Bodelschwing kennt Ida bereits aus ihren Kindertagen, da er ihr Cousin ist. Im Oktober 1860 verloben sich die beiden und am 18. April 1861 findet die Hochzeit statt. Mit ihm bekommt sie insgesamt neun Kinder. Als Pfarrfrau begleitet sie ihren Mann nach Paris und Dellwig. Beim Ausbau der wachsenden diakonischen Einrichtung in Bielefeld, die später nach Friedrich von Bodelschwing benannt wird, steht sie ihm hilfreich zur Seite.

Während einer Kollektenreise nach Deutschland, für die neue Hügelkirche in Paris, lernt sie in Bad Boll Pfarrer Johann Christoph Blumhardt kennen, dessen „Gnadenbau“, eine unentgeltliche Pflagestation für Kranke in seinem Haus, sie tief beeindruckt.

In der Zeit in Dellwig erkranken ihre vier Kinder an Lungenentzündung und versterben innerhalb von 14 Tagen. Als das zweite nach diesen schmerzlichen Verlusten neugeborene Kind unmittelbar nach der Geburt verstirbt, stürzt Ida von Bodelschwing erneut in tiefe Depressionen. Der Abschied von Dellwig nach Bielefeld im Jahr 1872 fällt ihr sehr schwer, weil sie dort die Gräber ihrer Kinder zurücklassen muss.

Dank liebevoller Aufnahme wird sie in Bielefeld schnell heimisch, allerdings auch mit Arbeit überhäuft, die oft über ihre Kräfte geht. Insbesondere in Zeiten, wenn ihr Mann zu Vorträgen, Konferenzen und Besuchen anderer diakonischer Einrichtungen unterwegs ist, vertritt sie ihn in umfassender Weise, wie er selber an seine Ehefrau schreibt: „Der liebe Heiland wolle...Dir Gnade geben, mit Sanftmuth und Liebe Dein Amt auszurichten, das in meiner Abwesenheit als Pastorin und Seelsorgerin, oberste Beratherin und Trösterin unserer Elendsgemeinde doppelt schwer auf Dir liegt“ (S. 89). Erstaunlich ist, dass sie als Assistentin ihres Mannes sogar ein Mitspracherecht bei Stellenbesetzungen hat, vor allem im Bereich der Kindererziehung. Auch das Aquirieren von Spendengeldern beherrscht sie offensichtlich meisterlich und bei der dienstlichen Korrespondenz ist ihr Mann auf sie angewiesen.

Wie ausführlich der persönliche Briefwechsel zwischen den Eheleuten verläuft, zeigt ein Abschnitt aus einem Brief Friedrich von Bodelschwings, den er seiner Frau von der Generalsynode in Berlin schickt und dem er sogar eine Skizze beifügt: „Hier mein Plätzchen in der Synode in der hintersten Reihe neben dem lieben Wangemann, der aber fast die ganze Zeit süß schläft...Da ich keinen Tisch habe so sitze ich wenn ich schreiben muß immer in dem Conferenzzimmer und empfangen dort auch immer meine Besuche...-Nebe schickt mir allemal Bescheid wenn ich zur Abstimmung kommen muß, Huchzermeier sagt mir immer wie ich abstimmen muß. Dann wecke ich auch immer meinen lieben Nachbar“ (S. 97).

Die letzte Phase ihres bewegten Lebens ist noch einmal von gesundheitlichen Problemen begleitet, bevor sie am 5. Dezember 1894 in der Anstalt Lindenhäus bei Lemgo friedlich verstirbt. Während Friedrich von Bodelschwing seine Ida in der Grabrede als „Gehilfin meiner Pilgerschaft“ und

„Gemeindemutter“ bezeichnet (S. 126), fasst Ida in ihrem Abschiedsbrief an ihn wie ein Vermächtnis zusammen, was sie all die Jahre gefühlt hat, nämlich dass ihre „Körper- und Geisteskräfte neben solchem gewaltigen Mann nie ausreichen“ (S. 127) und sie bei ihm, dessen Liebe sie sich sicher war, die ersehnte Ruhe dennoch nicht finden konnte.

Die Leser erhalten mit dieser Biografie einen interessanten Einblick in das Leben einer Frau im 19. Jahrhundert, einerseits in ein Stück Frauen- und Sozialgeschichte und, aufgrund von Idas konservativ-christlich geprägtem Bild von der Rolle der Frau, auch in ein Stück Glaubensgeschichte.

Christine Koch

*Diakonisches Werk der Evangelischen Kirche in Deutschland (Hg.), Handbuch Archivarbeit in der Diakonie. Organisieren – Informieren – Dokumentieren*, Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 2008, 184 S.

Die Vermittlung fachlicher Standards für die archivischen Kernaufgaben lautet kurzgefasst die Intention des vorliegenden Handbuchs Archivarbeit. Damit ist zugleich eine Problemanzeige gemacht: Trotz aller Professionalisierung des Archivwesens in den vergangenen zwei Jahrzehnten, insbesondere durch die Einführung von Archivgesetzen, gibt es immer noch zahlreiche diakonische Einrichtungen, die ohne haupt- oder nebenamtliche Archivierung auskommen müssen. Klaus Dieter Kottnik, der Präsident des Diakonischen Werkes der EKD, weist in seinem Vorwort auf diesen Zustand hin. Aber mehr noch: Für die unternehmerisch aufgestellte Diakonie scheint die Bedeutung von professionell geführten Archiven nicht selbstverständlich zu sein; es gibt eine hohe Erwartungshaltung in Richtung Diakonearchive und Geschichtsschreibung. Zugleich sieht sich die Diakonie immer wieder auch öffentlichem Druck ausgesetzt, über ihre Vergangenheit Auskunft geben und Rechenschaft ablegen zu können, man denke nur an die zeithistorischen Forschungsfelder der „Zwangsarbeit“ und der „Heimerziehung“. Reinhard van Spankeren benennt in seinem lesenswerten Einführungsaufsatz eine ganze Reihe von Problemanzeigen für das diakonische Archivwesen, das anders als die verfasste Kirche nicht auf eine lange Verwaltungstradition und Schriftgutverwaltung der Diakonie aufbauen könne. Zugleich zeigt van Spankeren Perspektiven diakonischer Archivarbeit auf, die sich endgültig vom „Schatzkammer-Mythos“ zu lösen habe, um als Dienstleisterin nach innen und nach außen sowie als historischer „Lernort“ für die Geschichte des Helfens agieren zu können und wahrgenommen zu werden.

Insofern sind die einschlägigen archivischen Kernaufgaben, wie das Bewerten, Ordnen, Verzeichnen und Benutzen, nicht der alleinige Fokus des Sammelbandes, an dem sechs Diakonearchivarinnen und -archivare sowie eine landeskirchliche Archivarin aus ganz Deutschland mitgeschrieben haben. Es geht hingegen immer auch darum, die archivischen und geschichts-